

Buonasera

Wenigstens einmal in der Woche muss ich das hören: Buonasera - dieses schöne Wort. Das gibt mir was.

Luca rauscht mit ausgestreckten Armen heran, die mediterrane Lebensfreude in Person.

„Ah Dottore, buonasera!“, schreit er, völlig aus dem Häuschen. „Clemente, meine Freund!“ Umarmt mich – ich verbitte mir, abgeküsst zu werden, und schäumt beinahe über: „Eh, Caro! Welche Freude! Buonasera, buonasera.“ Ziemlich leise fügt er noch hinzu: „Und sonst – alles okay, altes Haus?“, kneift mich in die Rippen, dass ich ihm eine scheuern möchte und schiebt mich zu meinem Katzentisch an der Säule, dem tragenden Element seines Ristorantes.

Andere tragende Elemente sind eine ordentliche italienische Küche und Lucas unvergleichliche Mischung aus Fröhlichkeit, Charme, Liebenswürdigkeit und Chuzpe.

Mein Italiener! Zehn Jahre waren wir Klassenkameraden hier in Grafenbronn. Schlimme Sachen haben wir zusammen verbrochen – wir waren die Super-Mafiosi, trugen Sonnenbrille auch bei Regen und übersahen, dass dadurch unser grimmiger Blick niemanden einschüchterte.

Lucas Großvater kam aus Catania, Gründer der ersten italienischen Eisdiele Grafenbronns. Lucas Vater machte daraus die erste Pizzeria der Stadt, mit Kerzen auf bauchigen, wachsbetropften Chiantiflaschen und karierten Tischdecken. Und jetzt, seit einigen Jahren, rotiert hier ein italienisches Ristorante jeden Abend auf Hochtouren – mit Scampi, Scaloppini und Osso Buco.

Drei Generationen. Dass bei denen zu Hause immer noch italienisch gesprochen wird, ist Verdienst der Frauen. Zwar hatte Luca in Deutsch bessere Noten als ich, doch liegt bei denen immer ein

merkwürdiger Singsang in der Luft – eine schöne Sprache ohne Zisch- und Rachenlaute. Vokale in ihrer reinen Form – prall, optimistisch. Grad so wie das Leben auf italienisch.

Und dann platzt ein Typ mit Maschinenpistole in die Szene, ballert um sich und verändert die Tomatensauce von La Mamma in eine Rezeptur aus roten Blutkörperchen und Panik.

Ist wohl ein Naturgesetz. Liebe und Leid, Pasta und Mafia.

Ich habe Luca schon hundertmal angefleht, diese blöden Bilder mit den Al Capone-Leuten von der Wand zu nehmen – aber keine Chance. Fast glaube ich, dass er damit, mit der anderen Seite Italiens, ein bisschen kokettieren möchte. Passt auf – wir sind zwar die nettesten Leute der Welt, aber notfalls können wir auch anders! Eine zarte, selbstverständlich unausgesprochene Drohung, schwarzgerahmt. Hab schon an rosa Rahmen gedacht, um die Angelegenheit etwas zu entschärfen – besser aber wären Bilder von La Mamma, neben dem Pastatopf, mit den Rezepten ihrer Mutter und deren Großmutter – bis hin zu den Etruskern.

Erbe der Menschheit. Die Botschaft vom einfachen und guten Essen all'italiano umschlingt den Globus.

Selbst in meine Mensa-Küche ist sie eingedrungen.

Die Uni wurde vergrößert, ich musste mehr Personal einstellen. Und dann betrat Monica Bellucci mein Büro. Mir gingen die Augen über. Diese super bella donna sagte schlicht: Ja, sie sei gelernte Köchin. Leider habe sie in einem italienischen Restaurant gelernt und sei deshalb nicht sehr vertraut mit der deutschen Küche. Mir verrutschte die Brille:

„Sagten Sie ‚leider‘? Aber das ist doch fantastisch! Dann kochen Sie italienisch!“

Bei ihrem Aussehen hätte ich ohnehin nichts anderes sagen können.

Die Italisierung unseres Speiseplans war ein durchschlagender Erfolg. Mehr als die Hälfte der Studenten aß fortan „all'italiano“. Nur an Tagen mit ‚Rindsrouladen wie bei Muttern‘ verzichteten viele auf Polpette und Lasagne di Melanzane.

Monica Bellucci heißt eigentlich Fiona Bianchi. Ich versuchte, ihre Aufmerksamkeit zu wecken, ohne dass es zu einer dieser deprimierenden Affären zwischen Chef und Angestellter käme. Nur fiel mir nichts ein, bis dann der Zufall nachhalf. Sehr originell war das allerdings nicht. Alle brachen zum Wochenende auf, sie jedoch stand mit verzweifelterm Gesicht neben ihrem Auto.

„Will er nicht?“, fragte ich fachmännisch.

„Ich glaube, es liegt an etwas anderem“, sagte sie. „Ist nur blöd, dass ich noch einen Termin habe.“

„Aber das ist doch kein Problem – ich fahre Sie gern hin.“

Fiona zierte sich nicht, stieg ein und los ging's. Die Kupplung kam etwas zu schnell, Fionas Kopf wurde jäh gegen die Nackenstütze gepresst. „Oh, Verzeihung“, sagte ich, „je schöner die Beifahrerin, desto nervöser der Chauffeur.“

Was für ein Blödsinn! Da half nur Ehrlichkeit: „Nein, wirklich – ich bin aufgeregt, weil Sie neben mir sitzen. Das ist so ein wunderbares Gefühl, als ob ... ach, ich kann's gar nicht beschreiben.“

Die Werkstatt schaffte es nicht, Fionas Auto so schnell fit zu kriegen, wie sie hoffte; ich wiederum schwelgte in der Vorstellung, dass wir am Sonntag eine wunderbare Zeit zusammen verleben würden – schließlich stand in ihrer Personalakte ‚ledig‘. Meine Fantasie schoss wie eine Billardkugel gegen die Bande – hin und her, kreuz und quer, vermutlich gegen die Regeln der Physik, oder, auf die Situation bezogen, gegen den gesunden Menschenverstand. Nach einer gescheiterten Ehe endlich die Frau, die perfekt zu mir passte.

Jedenfalls genoss ich meinen inneren Tumult. Da waren plötzlich südamerikanische Rhythmen in einem Raum, dessen Möbel seit Jahren mit Tüchern gegen Spinnweben und Staub verhangen waren. Ich war in sie verknallt. Und das bin ich immer noch.

Am Sonntag rief ich sie an, mit rasendem Puls, voller Erwartung, ob ich noch etwas für sie tun könne.

„Oh, Clemens“, sagte Fiona, „das ist wirklich sehr nett von Ihnen. Vielen Dank, aber ich werde gleich abgeholt.“

Höfliche, grässliche Worte. Ein dicker Schlauch saugte mir das Hirn aus dem Kopf. Ein Vakuum, das ich spüren konnte.

Mein Waterloo-Tag.

Hoffentlich würde mich morgen die Arbeit von meiner unendlichen Enttäuschung ablenken. Immer schon hatte ich mich für irgendwas viel zu schnell begeistert. Sah mich nach einem Malkurs schon als berühmten Maler, nach einem Tauchkurs als zweiten Jacques Cousteau. Hätte auch dieses kleine Weingut in Pomerol kaufen und eines Tages den begehrtesten Wein der Welt präsentieren oder mit Fiona dieses einmalige Restaurant eröffnen können. „Porto Fino“ sollte es heißen.

Morgen würde ich ihr begegnen, und ich wusste nicht, wie ich, ob ich ... Was für ein Dilemma. Einen Grappa hatte ich frei.

Es wurden einige.

Mit blödem Schädel sitze ich am Laptop und vermeide den direkten Kontakt zu ihr. Nach dem mittäglichen Durcheinander steht sie in der halbgeöffneten Tür:

„Clemens, haben Sie eine Sekunde?“

„Lieber ein ganzes Leben!“, denke ich und sage: „Aber selbstverständlich.“

Sie lehnt sich ans Geländer, mit einer unvorstellbaren Grazie. Ich muss die Augen schließen.

„Clemens, hören Sie, bitte. Sie haben mir geholfen und ich danke Ihnen dafür. Doch denken Sie nicht diese Gedanken. Das kann nicht sein.“

Ich konzentriere mich und schaue sie an: „Das haben Sie gespürt?“

„Ja“, sagt sie.

„Ich kann nichts dagegen tun. Es ist ... Sie sind ...“ In meiner Verzweiflung haue ich mit beiden Fäusten auf den Tisch. Ich bin ein verdammter Idiot. Komm’ jedes Mal auf den falschen Kurs. Denk gerade noch ‚wie wunderbar‘ und falle schon wieder auf die Schnauze. Fehlt nur noch, dass ich losheule.

Aber ich sage: „Fiona, es tut mir aufrichtig leid, ich wollte Sie nicht bedrängen. Ich hatte wirklich gedacht, ich könnte Sie am Sonntag

begleiten. Sie faszinieren mich, ich bin wehrlos. Sie sind eine ganz wunderbare Frau.“

Fiona redet beruhigend auf mich ein, sagt, dass ich doch ein ganz stattlicher Mann sei, sie sich aber in einer Situation befände, in der sie nicht nach links oder rechts schauen dürfe.

Mein Kopf klart auf. Ich sehe sie an: „Wieso das?“

„Ach, ich befürchte, dass ich Ihnen mit dieser Geschichte die Zeit stehle; Sie ...“

„Fiona, das möchte ich unbedingt wissen“, unterbreche ich sie. „Bitte, erzählen Sie’s mir.“

„Na, ganz kurz: Meine Familie stammt aus Palermo, und hier in Grafenbronn trifft sie dann auf eine andere sizilianische Familie – die Ormandos. Begeisterung auf beiden Seiten. Sie versprechen sich, dass sie sich immer unterstützen werden und dass sich einer auf den anderen verlassen kann.“

Clemens, wir sind keine Deutschen – bei uns laufen die Dinge etwas anders. Ein Sohn der Ormandos hat um meine Hand angehalten. Meine Familie – und ich natürlich auch – haben ihr Einverständnis erklärt. Das fügt die Familien fester zusammen, und der Luca ist ganz in Ordnung.“

„Luca Ormando?“

„Ja“, sagt sie, „Sie kennen ihn?“

„Und ob! In- und auswendig, manchmal besser als mich. Hat mir von einer unglaublich schönen Frau erzählt, aber ihren Namen hat er nicht genannt.“ Jedenfalls bin ich ziemlich geknickt.

„Ach, Clemens!“, sagt Fiona, „Ich kann Sie ja verstehen; aber es gibt so viele tolle Frauen – das dürfte doch nicht so schwer sein.“ Ihr Blick fällt auf den Laptop. „Übrigens: Ich habe eine neue Idee: Wir machen ‚Verdure tonnato!‘“

Ich bin froh, dass unser Gespräch diese Wendung nimmt. „E come?“, frage ich in reinstem Italienisch.

„Ganz einfach: die Thunfischsauce wie immer, gekochte Eier und alle Gemüse, die der Markt hergibt. Können wir gut vorbereiten, ist zeitgemäß, preiswert, gesund, super Optik ...“

Fiona hat mir einen Einblick in ihr Leben gewährt. Besser geht es mir dadurch nicht. Ich versuche, an anderes zu denken, will die Mensa neu gestalten. Eine eigene Metzgerei – und bald backen wir auch Baguette, Croissants und Ciabatta selbst.

An besonders einsamen Tagen gehe ich ins Bordell, doch komme ich meist noch frustrierter zurück.

Ich bin jetzt fünfunddreißig. Das Leben ohne Partnerin macht mich mürbe. Allein ist alles sinnlos. Habe schon Dutzende Dates gehabt, im Internet gesurft, doch ich komme nicht voran.

Fiona ist nicht mehr da. Immerhin hat sie bewiesen, dass sie sehr gut für sich selbst sorgen kann. Dass Luca Ormando nicht länger warten wollte, kann ich trotz meiner Herzschmerzen gut verstehen; an seiner Stelle hätte ich ihr schon beim ersten Kennenlernen den Ehering angesteckt.

Als er das dann endlich tut, bin ich selbstverständlich eingeladen.

Mit Fiona trinke ich Prosecco. Wir stoßen an auf das ‚Du‘ und ich tanze mit ihr, bis ich nur noch bunte Bänder sehe und meine, dass ich es bin, dem sie ihr Herz schenkt. Doch wird es keine ‚opera del popolo‘ – alle sind bester Laune, niemand ist betrunken. Luca und Fiona beweisen ihre Klasse, indem sie gegen zwei zum letzten Tanz bitten und ihren unvergesslichen Tag in einem völlig unitalienischen, hauchzarten Feuerwerk ausklingen lassen, nur in Silber, Weiß und Gold. Der getrunzene Wein fließt wie Quellwasser aus allen Augen.

Ich treffe Luca häufig auf dem Großmarkt.

Sein Prachtschlitten glänzt in diesem Graugrau. Ich finde es schrill, wenn er Italiens schönstes Auto mit Nudeln, Tomaten und Schinken belädt, aber auch verblüffend, wie viel Zeugs er darin unterkriegt. Meist nehmen wir noch einen Espresso zusammen, und dann qualmen seine Reifen. Er trägt zwar noch Sonnenbrille, doch sein geschäftlicher Erfolg hat ihm nicht den Kopf verdreht.

Was Luca sagt, klingt nach. Ja, er hat einen harten Job – eigentlich ist er Gastro-Psychologe. Geht wie jeder andere Künstler völlig auf in seiner Rolle. Der sonnige Italiener!

Kein Mensch fragt, wie es ihm geht. Ja, wie soll es einem fröhlichen Italiener denn anders gehen als besonders gut? Luca weiß, dass seine Kundschaft diesen Auftritt erwartet. Zuverlässig heiter, besorgt um sie, und charmant – er gibt ihnen etwas, was sie andernorts nicht bekommen. Dort bleiben sie unbeachtet. Hier sind sie wer. Luca erinnert sich an ihre Namen, an ihren Urlaub in Antalya, an den Schwimmkurs der Enkel, an die Meeresfrüchte-Allergie der Signora.

Aber Luca muss weiter, zu den anderen, hereinströmenden Gästen, die ihn schon ungeduldig erwarten. Und jedes Mal entzückt er sie mit seinem Überschwang an guter Laune und seinem südlichen Charme, ist ein großer Entertainer, redet laut genug, um das ganze Lokal zu unterhalten. Kurz vor dem völligen Zusammenbruch muss er die letzten Energien mobilisieren, noch eine Arie herausschmettern – im Zentrum, neben der Säule, steht hinter mir und krallt seine hektischen Finger in meine Schultern. Je nach Weinkonsum assistiere ich mit rollenden Augen und bewegten Lippen. Oh, mein wundervolles Italien!

Fiona ist allgegenwärtig mit stiller Freundlichkeit und Umsicht, dirigiert die Kellner, umsorgt die Gäste und erklärt die Gerichte.

Lucas Restaurant floriert beeindruckend. Ständig volles Haus, jeden Abend Show-Time. Ich halte ihm weiterhin die Treue – schließlich hat er mir nicht die Frau ausgespannt, auch unsere Freundschaft hat er nicht strapaziert. Es ist wieder mal nicht zu meinen Gunsten gelaufen, das ist alles.

Auf einem speziellen Gebiet läuft es auch bei Luca nicht gut.

Er redet lange drumherum, rührt nervös in seinem Kaffee, die Stirn ist gefurcht. Zuerst denke ich, er hätte Probleme mit der Steuer, oder mit der Gesundheit – aber nein, es ist viel ärger. Endlich kommt er auf den Punkt: Es klappt nicht mit dem Kinderkriegen, obwohl sie schon alles Mögliche versucht hätten.

Wir kennen uns seit dreißig Jahren, ein so ernstes Problem hatten wir noch nie. Ich grübele, wie ich ihm helfen könnte.

Da wäre noch ein Weg. Mein Gott, ich spinne total – wie so oft. Aber dieser Gedanke klebt jetzt an mir.

Einige Wochen später treffe ich Fiona in einem Schuhgeschäft. Sie hat gerade gezahlt und will gehen. „Oh, hallo!“, sage ich, „Na, große Shopping-Tour? Du siehst wieder sensationell gut aus.“

„Ah, Clemens!“, freut sie sich, „Du hast dich auch toll in Schale geworfen. Ich muss immer mal an die Mensa denken – das haben wir doch ganz gut hingekriegt mit der italienischen Küche.“

Wir wollen einen Kaffee trinken. Nach Belanglosigkeiten nehme ich meinen Mut zusammen, erzähle von meinen Gesprächen mit Luca und streife das heikle Thema. Zu meiner Überraschung entzündet sich Fiona wie der Magnesiumblitz eines altmodischen Photographen.

Wir werden das durchziehen.

Die Zeit galoppiert dahin. Luca und ich kommen in besinnlichen Momenten zu dem Schluss, dass wir die Jahreszeiten mehr über unsere Einkäufe und Speisepläne erleben als in der Natur. Seit er Vater geworden ist, neigt er zu philosophischen Betrachtungen.

Meine Stirn ist höher geworden, ich versuche das mit einem Vollbart auszugleichen. In Lucas Schwarzhaar gibt es neuerdings Silberfäden; Arien singt er nur noch, wenn ihn Gäste darum bitten. Seine Statur ist noch immer respektabel schlank, meine Taille geht langsam dahin. Ich sollte die Finger von Marzipan und Whisky-Trüffel lassen; Lucas Küche hat daran keine Schuld.

Die letzten Blätter segeln im Herbstwind. Der bläst kräftig, für November ist es ungewöhnlich kalt.

Gegen meine sonstige Gewohnheit bin ich einer der ersten Gäste; nach langer Fahrt von Bremerhaven habe ich einen Bärenhunger. Es gibt deftige, wärmende Sachen wie Wildschweinskeule mit Maronen und in Speck geschmortem Radicchio, Risotto mit Steinpilzen und Salsiccia, Wachteln in Barolo mit Nusspolenta. Allein, wie ich immer noch bin, tröstet mich Lucas Küche, besonders die Desserts.

„Halbgefrorenes“ hätte ich gern. Ein deutsches Wort, hart wie „Kartoffelernte“. Ich sag's lieber auf italienisch: „Semifreddo“. Das klingt elegant, wie Musik. Und dazu Feigen in Limoncello – mehr geht nicht.

Mit einem Mal höre ich Kinderstimmen. Fiona hat ihre Töchter an

der Hand, Chiara und Gaia. Seit ihrer Taufe habe ich die beiden nicht gesehen – auf Lucas Display zwar schon tausendmal, aber eben nicht wirklich.

Sie verzichtet darauf, ihre Mädchen wie sonst bei Zwillingen üblich gleich zu kleiden.

„Hallo, ihr beiden!“, sage ich etwas unbeholfen. „Wie geht's euch?“ Fiona schiebt die zwei ein bisschen zu mir: „Sagt mal ‚Hallo!‘“.

Wie durch den Sucher einer alten Kamera blicke ich auf die beiden. Weitwinkel, Großaufnahme, der kleine Leberfleck am Ohr, die wachen Augen und dunklen Locken ihrer Mutter.

„Hallo“, sagt die mit dem Pferdeschwänzchen, das ist Chiara, das weiß ich – und streckt die Hand aus. Ich drücke sie vorsichtig. Ein unbeschreiblicher Augenblick, mir wird ganz komisch.

Gaia schaut mich nur an. Ich reiche ihr meine Hand, doch die will sie nicht. Ein Hauch von Eigensinn. Etwas würgt in meinem Hals. Mir fällt nur ein: „Wie alt seid ihr denn?“

Chiara sagt: „Drei Jahre“. Ich muss einen Schluck trinken, es kratzt fürchterlich. Es steigt in die Augen.

„Und du, Gaia? Wie alt bist du?“ Sie sagt noch immer nichts, zeigt mir aber zwei Finger.

„Nur zwei?“ will ich fragen, habe keine Zeit, ein Taschentuch zu ziehen, halte blitzschnell die Serviette vors Gesicht und huste und niese, was das Zeug hält, um den Tränenschwall zu kaschieren. Luca ist zur Stelle und klopft mir fürsorglich auf den Rücken. Er denkt, dass ich mich verschluckt habe.

Das kam zu schnell über mich.

Fiona hat ihre Töchter wieder an die Hand genommen und sagt: „So, jetzt gehen wir noch in die Küche und dann geht's nach Hause. Ihr seht euch noch öfter – dann bis zum nächsten Mal.“

Auf der Toilette mache ich mich frisch. Das kalte Wasser strafft mein Gesicht und ich bekomme klare Augen. Bin ziemlich durcheinander. Wieder am Tisch, nehme ich einen kräftigen Schluck. Der Alkohol durchströmt mich wohligh und schmeichelnd. Das sind zwei Hübsche – unsere Töchter! Ich hätte nicht gedacht, dass es mich

so beuteln würde. Plötzlich erscheint alles, was ich über die beiden weiß, wie eine seelenlose Information – als sie vor mir stehen, wunderbar und ergreifend, in dieser Wahrhaftigkeit gar nicht zu fassen.

Ein großer Tag, ich bin dankbar.

Und glücklich? Ich weiß nicht. Danke aber, diese Frage kann unbeantwortet bleiben. Ein bisschen verrückt bin ich auf jeden Fall.

Ich schaue mich um; beobachte, wer kommt, wer geht.

Luca erzählt seinen Gästen ganz im Vertrauen, dass die italienischen Lieferanten, mit denen er selbstverständlich per du ist, schon seine Eltern beliefert hätten, stets nur allererste Qualität. Da muss man heute lange suchen! Und natürlich hat das seinen Preis.

Er kennt die Tomatenbauern persönlich, sein Onkel presst das Olivenöl aus eigenem Anbau – Bio, versteht sich; ein Vetter betreibt Salinen am Golf von Siracusa, denn die Basis einer guten Küche ist das richtige Salz. Und der Wein stammt von seinem Cousin, einem der besten Winzer Siziliens.

Ja, sie machen alles selbst, in mühseliger Handarbeit. All die Ravioli, Canneloni, Tagliatelle und Penne. Auch die Suppen, die Pesti und Sughì, die drei Stunden langsam vor sich hinköcheln müssen. Ein Hoch auf die alten Rezepte! Eine Heidenarbeit, doch nur so ist Qualität zu erreichen.

Aber deswegen sitze ich heute Abend nicht schon wieder hier. Ich sehe ja, was Luca einkauft. Hausgemachte Pasta? Da müsste er neun Schwiegermütter haben, die Tag und Nacht im Hintergrund kneten, walzen, formen und schneiden – und deshalb würde er mir diese Märchen auch nicht auftischen. Mir geht es um das Klima dieses Ortes. Hier sprühen Ätna und Vesuv als Wunderkerzen auf der grün-weiß-roten Eisbombe, duften Rosmarin und frisch geriebener Parmesan, rieselt Lebensfreude wie Konfetti. Heiter und turbulent geht es zu, ein gut trainierter Zirkus gibt seine Vorstellung, mit einer Menge freundlicher Worte, freundlicher Blicke und Gesten.

Über die Zeit habe ich gelernt, mich darauf einzulassen – und habe gemerkt, dass ich davon profitiere. Bei jedem Besuch in Lucas

Ristorante geht es mir gut. Man lässt mich spüren, dass ich existiere, dass man mich mag.

Luca nimmt Kurs auf mein Tischchen. Er wird wissen wollen, wie mir seine Töchter gefallen.

Kann ich ihm in die Augen schauen oder muss ich seinem Blick ausweichen?

Nein, muss ich nicht. Ich werde ihm sagen, dass die beiden Mädchen bildhübsch sind und seine klugen Augen haben. Und das mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er seinen Gästen versichert, dass alles, alles hausgemacht ist.

Pamukkale

Mittsommer überkommt es mich, Jahr für Jahr.

Dann richten sich alle Härchen auf, der Puls hämmert, es will nicht dunkel werden. Mittsommer. Man trinkt den vierten Sundowner und es ist immer noch hell.

Der Grillmaster fiel damals wegen Bacardi-Überdosis aus und ich musste einspringen. Ich kümmerte mich um den restlichen Rum und brannte Stella durch ein kleines Ungeschick ein Loch ins Kleid. Was für ein Malheur! Weil auch die Wachteln angekokelt waren, hatten wir fürs erste Kennenlernen viel Gesprächsstoff.

Als wir nach vier Jahren - wieder zu Mittsommer - auseinander gingen, fehlten uns die Worte. Es war schwierig mit uns beiden, wir taten uns nicht immer gut. Und das Ende war grauenhaft. Doch ich vermisse die Verrücktheiten dieser rasanten Zeit.

Jetzt bin ich anders verrückt. Nehme den Globus, schließe die Augen und bringe ihn mit der flachen Hand langsam zum Rotieren. Nach einigen Runden sage ich stopp und tippe - noch immer mit geschlossenen Augen - auf einen beliebigen Punkt. Eine wahnsinnige Aufregung überkommt mich, als ginge es um Leben und Tod; dramatische Momente, die mein Schicksal bestimmen. Und um die Spannung zu erhöhen, öffne ich die Augen zuerst nur zu schmalen Schlitzern. Wie in der

Ursuppe schwappen Kontinente und Ozeane undeutlich durcheinander. Dann vergrößere ich die Schlitzze um einen Millimeter: Festland! Amerika! Falsch- es ist Asien, Pakistan. Jetzt mache ich die Augen ganz auf und erkenne klar und deutlich mein neues Reiseziel: Amahaabad. Großer Gott! Besser: Allahu akbar! Aber es hätten auch die Aleuten sein können.

Vielleicht fordere ich mein Glück auf diese Art heraus, bin Zocker, ohne es zu wissen, behaupte sogar, das Glücksspiel zu meiden. Doch

seit Stellas Weggang spiele ich das jedes Jahr, in der schlaflosen Zeit zu Mittsommer. In Anatolien,

Nach Pakistan geht's über Griechenland und die Türkei. Am Abend des fünften Tages erreiche ich Denizli in Anatolien: Gerade gehen die Lichter an, das einzige Hotel hat noch ein Zimmer frei. Hundemüde bin ich und hungrig, könnt' einen ganzen Ochsen fressen.

Mittlerweile ist es stockdunkel, es wuselt in den Gassen. Der Ochse ist etwas kleiner, eher Lamm oder Ziege. Knusprig am Spieß geröstet, Rosmarin und Zitrone mi Maul. Ich beherrsche mich und bestelle eine normale Portion. Paprika, süße Zwiebeln, Tomaten, Auberginen dazu -ein herrliches Essen.

Im Hotelzimmer schlägt die Stimmung um. Das Waschbecken unsäglich, das Bett ebenfalls. Über allem die nackte Glühbirne, komische Tierchen auf dem zerschlissenen Linoleum. Ich versuche, im Parka zu schlafen, alle Reißverschlüsse stramm zugezogen. Das Kissen ist wie mit Sand gefüllt, ich liege wie auf Brettern. Warum Stella den furchtbarsten aller Joker gezogen hatte, weiß ich nicht. Durfte sie das? Es war ja auch mein Kind.

Nach dem Morgenkaffee mit Börek schlendere ich planlos durch Gassen und Gässchen, der Bus fährt erst in einer Stunde.

Bei einem Filmentwickler werden Postkarten angeboten. Nichts Aufregendes - Rathaus und eine Vorzeigestraße haben andere Städte auch. Ich will weitergehen, bleibe jedoch abrupt wieder stehen.

Was ist das? Die Installation eines Phantasten, oder Filmkulisse, weil ein Rokkoko-Palais zu simpel wäre? Unzählige Wasserbecken, jedes mit einer Einfassung aus weißem Marmor und Zapfen wie aus Baiser, an einem Bergrücken gestaffelt, in mildem Licht, zartblaues Aquamarin. Wie in glänzenden Scherben spiegelt sich der Himmel tausendfach.

Ich lasse die Karten im Ständer, diese Bilder will ich selbst machen.

Zuerst nehme ich schwarze Ruinen wahr, davor ein riesiges Becken mit dampfendem Wasser.

Stücke marmorner Säulen liegen darin verstreut.

Es ist später Nachmittag, weit und breit kein Mensch - nur ein einsamer Fiat vor dem einfallslosen Flachbau ‚Motel - Rezeption‘. Aber niemand rezipiert mich, ich schnipse gegen die Klingel.

Ah! Jemand ruft von weiter hinten. Eine Frauenstimme, dunkel und warm. Wie eine Tongabel bringt sie mich zum Vibrieren. Ich versuche, mir diese Frau vorzustellen: groß und füllig, oder eher kleiner und schlank?

Plötzlich steht sie vor mir. Ich verhasple mich, will mein lückenhaftes Englisch mit italienischen und französischen Brocken erklären. Völlig unnötig, sie spricht. Deutsch.

Das habe ich nicht erwartet. „Ja, Uni Izmir*, sagt sie, es war die Idee meines Vaters. Ich habe gehorcht, doch wenn ich gewusst hätte, wie schwierig Ihre Sprache ist, hätte ich mich für Französisch entschieden.*

„Kann ich gut verstehen*, sage ich. „Ich schreibe Reiseberichte, und erst beim Schreiben hab ich die Tücken meiner Muttersprache erkannt. Besonders die Groß- und Kleinschreibung “.

„Ja, das ist zum Verrücktwerden. Ich weiß nicht, warum das so umständlich sein muss. Andere Sprachen brauchen das nicht.*

Das beste Gespräch meines Lebens. Bei diesem Thema bin ich sicher, die reine Sachlichkeit.

Glatteis kann ich nicht erkennen, ich stecke nicht in der Rolle des Mannes, der machen, denken, sagen kann, was er will oder auch das glatte Gegenteil all dessen - dennoch stets ein Fisch auf dem Trockenen bleibt, dessen Stielaugen das Dekolleté suchen.

Was für eine Frau! Ich bin durcheinander - und benommen, ganz zart bekifft von ihrem Parfüm. Und von ihrem intensiven Blick, von der wallenden Pracht ihres Haars in Henna und Schwarz, mit dem dicken Knoten über dem schlanken Hals.

Ich bewundere, mit welcher Grazie sie mir die Arme entgegenstreckt, mit den Händen einer Pianistin mein ausgefülltes Formular entgegennimmt.

„Oh*, sagt sie, „Her Niehuys - spreche ich das richtig aus?“ „Kann man deutsch oder holländisch aussprechen“, erwidere ich, „sagen Sie am besten Ralph zu mir.“ „Okay, Ralph. Ich bin Aysun.“ Sie schaut mich freundlich an, ich werde das nicht falsch verstehen. Aber unvorstellbar, wenn sie mir mit Zuneigung oder gar mit wirklichem Interesse in die Augen schauen würde.

Erst jetzt erkenne ich die Logik des Orients, wundervolle Frauen in schwarze Gewänder zu zwingen, sonst würden Handel und Gewerbe zusammenbrechen, die öffentliche Ordnung ebenso und ungezählte Männer an Infarkten zugrunde gehen. Vielleicht auch ich.

Ich möge noch einen schönen Abend haben, sagt sie. Sagt Aysun. Gerade jetzt wäre es in den Terrassen am schönsten.

Mir ist, als hätte ich diesen Namen schon einmal gehört. Aysun-Rätsel, Geheimnis; das klingt nach Magie, die mich in ihren Bann zieht.

Wie aus einem Ballon betrachtet, breitet sich unendliches Land vor mir aus. Ein Aquädukt führt hinunter in die unermessliche Weite, beinahe bis zum Horizont. Tausende Jahre alt, eine geniale Idee. Hoch überm Land, zwischen Sinter und Himmel, huldigt es den Visionen der großen Geister, führt meine Sinne zurück in römische Zeiten.

Ich schaue in die weite Ebene unter mir; Sonnenglast, jetzt zum Tagesende milder, liegt wie ein kolossales Koma über dem Land. Die Hügel und Berge am Horizont flirren im Dunst, verschwimmen im Staub. Kämpfer und Helden früherer Zeiten haben ihn aufgewirbelt, sind selbst zu Staub geworden und verweht. Sieg und Triumph, oder Schmach und Tod im besten Alter – vielleicht hatten ihre Stäubchen, noch voller Energie, eine tolle Reise um den ganzen Globus? Oder sie sind still niedergesunken und haben die Erde fruchtbar gemacht.

Noch einmal drängt die Sonne durch Wolkenbarrieren, die Welt glüht auf. Ich wäre Vater geworden, wie all meine Freunde. Ich stippe meinen Zeh ins schimmernde Wasser, es ist warm ich will mehr. Tauche ein, bin voller Glück, tauche wieder auf, springe von einem Becken ins andere, möchte in jedem baden, stundenlang. Ganz

behutsam bewege ich mich, um nichts abzubrechen von diesem Wunderwerk mit seinen blitzblanken Spiegeln, fliederfarben und rosa- grau – von Feen ersonnen, von Elfen erbaut. Unwirklich, makellos, überirdisch.

Klingt vielleicht etwas dick aufgetragen, aber als Reise-Autor muss ich der Leserschaft etwas bieten. Und es ist wahr!

Hier möchte ich für immer bleiben, mit den tausend Badewannen - ich ganz allein.

Nein, nicht allein. Die rosigen Wölkchen im Blau des Abendhimmels kommen und gehen, rosa für Mädchen, blau für Jungen. Dann werden die Farben blasser, nehmen ein Grau an, das sie beinahe unsichtbar macht. Der Tag geht zu Ende. Meine Sinne beruhigen sich; ich schaue ins Weltall, bis zum Kinn im warmen Wasser.

Der Abendstern blinkt, andere kommen hinzu, und der Mond als scharfe Sichel.

Ist das Glück, oder Staunen? Kinder sind immer glücklich, wenn sie staunen können – aber ich? Wehmut, Einsicht? Ich möchte alles begreifen, und dann alles vergeben und verzeihen, Stella und mir. Ich muss mich furchtbar verhalten haben. Vielleicht werde ich nie etwas verstehen.

Ich wechsele in ein größeres, tieferes Bassin, lasse mich treiben.

Der Tag hallt nach: Die Zimbeln der Teeverkäufer, Eselsschreie, das Quengeln der Kinder, die barschen Anweisungen des Busschaffners, der gar nicht genug Leute und Gepäck in und auf ‚seinen‘ Bus quetschen konnte.

Das warme Wasser schläfert mich ein; meine Augen werden schmal wie beim Erraten des Reiseziels, wenn der Globus nicht mehr rotiert. Einige Sterne fallen ins Wasser und leuchten dort weiter.

Leise, dramatische Musik mischt sich in Dunstfetzen, die Luft kühlt ab, die Sinne erhitzen sich. Ich kann Aysun mehr ahnen als sehen. Wie eine Formel des Glücks sage ich ihren Namen vor mich hin. Schwarze Seide und silberweiße Schwaden vermählen sich, trennen sich - mit Verbeugungen der Quadrille, langsamer Drehen, dann ruckartigem

Wirbeln des Paso Doble, ein Augenblick, vielleicht nur eingebildet, doch eine bloße Schulter mit einem winzigen Muttermal - das muss Realität sein! Ich presse die Augen zusammen, reiße sie wieder auf. Steigt sie zu mir ins Wasser oder bin ich geradenwegs dabei, verrückt zu werden – ein Mann im besten Alter, der schöne Frauen sieht, wo keine sind, und mit Dampfschleiern spricht? „Ralph?

Es ist ihre Stimme. Wie Starkstrom durchfährt es mich. Hat mich jetzt der Wahnsinn vollends im Griff, wechsele ich hinüber in die andere Welt - die Welt der Schimären und Halluzinationen, die alle echt erscheinen, es aber nicht sind? Antworte ich einem Trugbild und führe mich selbst als Narren vor? Ich werde schweigen.

Dann spreche ich doch ihren Namen aus. „Aysun, bist du das?“, frage ich in die wirbelnden Nebelfetzen hinein. Niemand antwortet.

Deprimiert schlurfe ich zu meinem Zimmer. Ich zünde mir eine Zigarette an und trete hinaus auf die Veranda. Sparsame Lichter sind über das Land verteilt, über mir jedoch bis weit zum Horizont strahlen wie die Krondiamanten Milliarden festlicher Sterne. Auf den weiten Terrassen vor und unter mir glitzern wie unzählige Bruchstücke eines riesigen Spiegels meine kleinen und großen Badewannen und vervielfältigen den Sternenglanz, ihre Einfassungen aus kristallenem Sinter leuchten wie Edelsteine.

So etwas Wunderbares habe ich noch nie gesehen. Und unfassbar still ist es. Mir ist, als könne ich tief in den Kosmos hineinhören, ein Lied aus tausend Lichtjahren Entfernung würde mich erreichen. Ich verspüre den Hauch eines orientalischen Parfums, äußerst zart, fast nicht wahrnehmbar. Ein federleichtes Frotteetuch senkt sich auf meine Schultern.